

Felix Philipp Ingold

VOR TISCH

Johanna Renate Doering zu ehren

Ich soll und möchte an diesem Punkt der Erde und der Zeitgeschichte zwei, drei Worte verlieren – verlieren und sie weiterreichen an Johanna Renate Doering. Vorab, als Wunsch im Namen vieler, diese paar Zeilen:

*Dieser Tag gehört dir
und ist aus kleinstem Gold
wie am kleinen Finger
der Ring*

*und im Garten draussen
duftet herb die Minze
die Espen an den ausgesöhnten Flüssen
summen vorm Verstummen*

Man wird's gemerkt haben: Das kleine Gruss- und Wunschgedicht ist nicht von mir; es ist von mir lediglich übersetzt worden, übersetzt aus dem Tschechischen des Jan Skácel. Und nun also *übergesetzt* hin zu Johanna.

Dazu ein paar weitere Sätze noch, bevor's zu Tisch, zum Essen geht. Ein minimalistischer Versuch über den Hunger; über Lesehunger und Textessen, über unser aller Laster und Verhängnis. Der Versuch geht so –

Hunger gibt's in der Welt mehr als genug. Man möchte sich den Lesehunger als den grössten Hunger aller Völker und Epochen wünschen. Nie zu stillen wäre dieser Hunger; der Lesehunger ist ein Hunger, nach dem man hungert, an dem man wohl verhungern könnte.

Doch auch für diesen grössten Hunger gibt's Nahrung mehr als genug. Es gibt das Buch der Bücher, jenen gigantischen Weltenbaum, der so gut wie alles hervorgebracht und abgeworfen hat, was zwischen C und

K, zwischen Cervantes und Kafka in unsrer Bibliothek greifbar ist. Von jenem tief verwurzelten und weit verzweigten Baum sind *ad libitum* Früchte abzulesen, Lese Früchte zu gewinnen. Auch die Lektüre, eine der letztmöglichen und wirklich individuellen, also unteilbaren Gesten, ist ein dialogischer Akt. Viele, die meisten der hier Anwesenden konnten zu exzellenten Autoren werden, weil sie immer auch exzellente Leser waren.

Lesehunger denn nun. „Wieder und wieder den Text lesen, bis er beginnt, in einem selbst zu leben, als hätte man ihn verschluckt – das ist die Methode.“ Eine Notiz von Olof Lagercrantz zur Kunst des Lesens; doch Lektüre, so verstanden, ist eher ein Naturvorgang als eine Methode. Vielleicht ist das Lesen auch gar keine Kunst, sondern bloss eine Notwendigkeit des Lebens, nicht anders als die Nahrungsaufnahme. Auch ist Lektüre kein Werk, viel eher ist sie so etwas wie ein Durchlauferhitzer, der zu künftigen Werken hinführt, sie intillert. Autor sein heisst, nach einer Notiz von Cioran, „Einfüsse so vollständig zu verdauen, dass davon keine Spur bleibt“.

Der Text, ob verdaut oder unverdaut, zersetzt sich beim Lesen, zerfällt; was bleibt, ist ein Haufen von Lettern. Aus Exkrementen lesen (die Auguren). „Und wenn man wüsste“, - der Seufzer kommt von Anna Achmatowa - , „auf welchem Mist Gedichte wachsen.“ Die Verdauung, der Verfall des Gelesenen ist Voraussetzung für dessen Fortwirken, Voraussetzung dafür, dass aus oder auf dem Wortmist Neues wächst und Anderes, also Eigenes zum Blühen kommt.

Lesen; essen. Lektüre als kulinarisches Vergnügen, oder auch – Lektüre als kannibalsche Einverleibung. Bücher können kennerisch gekostet, sie können auch naiv, mit kindlichem Heisshunger verschlungen werden. „Der hat“, wie Walter Benjamin einst festhielt, „noch niemals eine Speise erfahren, nie eine Speise durchgemacht; der immer Mass mit ihr hielt. So lernt man allenfalls den Genuss an ihr, nie aber die Gier nach ihr kennen, den Abweg von der ebenen Strasse des Appetits, der in den Urwald des Frasses führt. Im Frasse nämlich“, - so Benjamin weiter - , „mit Stumpf und Stiel ... gelangt man ins Vertilgte ... auf die Passhöhe des Geschmacks.“

Mit Geschmack, mit ausgeprägtem kulinarischem Begehren hat, wie man weiss, auch Gogol gelesen. Solches Begehren sei in Russland "gerade durch die poetische Sprache selbst gefördert worden", und jeder russische Dichter gibt ihm Nahrung auf seine Weise, mit seinem

"eigenen Ton", seinem eigenen Arom: "Da ist der Puschkinsche Vers, dicht wie Harz oder hundertjähriger Tokajer ... Und da ist dieser vom Duft des Südens überhauchte Vers Batjuschkows, süß wie Honig wilder Bienen aus der Schlucht im Gebirge ..."

So haben wir einst, auf unsern ersten Leseexpeditionen, Tom Sawyer und Huckleberry Finn – oder war's Mark Twain in Person? – verschlungen. Vielleicht aber auch, im schlimmsten Fall, so wie der an vielen Hungern sterbende Ossip Mandelstam, der zuletzt noch, als er vor Entkräftung nicht mal mehr die dünne Lagergrütze schlürfen konnte, von seinem Petrarca zehrte, den er in Form eines Taschenbuchs als Notration auf der endlos langen Reise in die Lagerhöhle bei sich trug; den er buchstäblich aufzehrte, den er zerlas, den er in sich hineinfress wie Johannes, der Apokalyptiker, sein Himmelsbuch.

Der Mensch *ist*, will man Joseph Brodsky glauben, was er *liest*. Lesen also, um zu überleben, das heißt – um zu schreiben; denn nur wer schreibt, wird überleben im Buch der Bücher, das expandiert als ein Universum *sui generis*. Wer schreibt, wird überleben, solange Andere ihn lesen, solange Andere weiterschreiben an dem, was sie gelesen haben. Und so wie das Essen als Metapher für das Leben und die Auferstehung gelten kann, so könnte man vielleicht sagen, dass wir, wenn wir schreiben, dem zuvor Gelesenen – wie auch *nota bene* uns selbst – „neues Leben“ verleihen.

In diesem Sinn sind wir, als Leser wie als Esser, Übersetzer und *Übersetzer* zugleich. Essend, lesend nehmen wir Anteil am urtümlichen Akt der Nahrungskommunion. Und darin liegt wohl auch die über das Leben hinausreichende, das Leben letztlich gar negierende Notwendigkeit des Schreibens. Wie sagte doch Heinrich der Seefahrer - auch er ein *Übersetzer* - im Rückblick auf sein Lebenswerk, das aus nichts anderm bestand als aus seinen Reisen: *Navigare necesse est, vivere non est*. Oder in freier Verdeutschung: Schreiben ist eine Lebensnotwendigkeit, Leben ist keine ... Oder noch ein wenig simpler: Schreiben tut not, Leben tut's nicht...

Ich schliesse mit einer kleinen Lese Frucht, mit einem Gedicht – wenn ich's denn nun so sagen darf – vom eigenen Mist: Wozu?

Wozu

*sollten wir das
Leben verschenken. Oder es
auch nur vertun. Wir
können ja gar nicht fort von
hier. Also lieber
warten bis. Aber ohne
Ziel. Denn KEIN
Weg genügt NICHT. Nur
immer da sein bis.
Und sei's auch bloss
für jetzt.*

(München, am Abend des 12. Juni 2004)

Felix Philipp Ingold

Himmeln

*Wer aufbricht zu den Wolken
Bricht mit der Vernunft
Das offene Meer mit seinem einen Aug
Ist schweigsam deren Horizont*

René Char

0

Leicht gleicht
der Himmel dem Wort
"immer". Ist er
ohne Kopf und steht

nach unten offen. Wer
im logischen
Gelände ihm die Richtung
gibt. Den bricht

kein Hindernis. Der
wechselt in kein
Fach. Werden und reden
ist seine Sache

nicht. Und keiner
misst ihn. Seine Weise blau

zu scheitern ist
soviel wie Zyankali. In letzten

Gletschern spiegelt sich die Front
der Gaffer die – ein
stummer Engelschor! – die wolkigen
Emporen ruinieren.

1

Jedes auch das fernste
Licht geschieht
zur Zeit. Nie steht es
nicht bevor. Nie
macht es keinen Unterschied.
Ist immer überall
in seinem Element. Auch
wo die x-te Nacht
eintritt und trennt. Und
Jubel wenn
der letzte Himmelskörper
stürzt statt zu
gefallen.

2

So winzig ist dort
oben jeder Gott. Wo Leere
blüht. Was herrlich
duftet. Wo
der sogenannte Engel
Raum und Sinn
und Kälte imitiert. Was
klingt. Ist aber
Luft in solcher Höhe nicht
das Letzte. Reicht
immer zu keinem hörbaren
Laut. Traut
keinem Blau den
Himmel zu.

3

Zu oft kommt die Sonne
die den Mittag weiss. Wo alle
Schatten im Vergehn
sich plötzlich ähneln. Wo
plötzlich eins aus
anderem folgt. Bedeutung
aus dem Tocken

eines frischen Tennisballs.
Ein Schmerz aus dem verletzten
Namen. Ikarus
aus seinem Sturz. Aus
Furcht ein Blick der zeugt.
Und aber kriegt man
so leicht ein Leben. Den Hieb.
Und verliert
unter der Hand schön
schnell den Boden.

4

Anderseits wozu
das Leben verschenken und
wem. Oder es
wenigstens vertun. Ist ein
Blitz erst mal Bleibe
wird er gleich Ewigkeitskern.
Kann doch keiner fort
von hier. Also
lieber warten bis. Aber ohne
Termin. Die Dauer
genügt. Nur immer da sein
bis. Und sei's auch
bloss für jetzt. Wo Masse

und Gewichte nichts
als Fragen sind.

5

Lob macht aber
den Himmel kleiner und
jede Schwebel bricht's. Spricht
einfach weiter. Hat
für die Wut kein Gebiss. Auch
kein Gesicht für
den einzig wahren Namen.
Während unerhört
ein Wort das ähnlich heisst
wie kein Allmächtiger
aus jenem Mundwerk wächst
um kurz zu wurzeln
in der Luft.

6

Schw-wi-wirren Gedanken die
immer nicht haften
und grauen. Weiss man

wohin mit den Geschwindigkeiten.
Mit dem Schrei
der Schweigen gibt. Und jetzt
– tief oben – alles
Lichtung. Ist ein Mittag
wie dieser wieder
kein Versprechen. Läuft
keine Gefahr. Bringt noch mehr
Licht ans Licht. Macht
kenntlich was
ist und lässt es bleiben. Wo
wie Kohle weiss
der Schatten der Verschiednen
glüht.

7

Kein Stern
erinnert sich. Sicher ist
Stille. Nicht sein
eine Kunst. So unzählig
der Himmel als wäre er leer.
Wenn aber Rettung
droht und das Ungeheuer blüht
ist es für jedes Rotten
zu spät. Nur

jenes schwarze Etwas
flattert noch ein Weilchen weiter
in der Zeichenwelt.

8

In den Mond tritt
nun die Null. In die Sonne ragt
ein Fuss. So gut wie
jeder Leib in seiner Armut
weiss von Glut und
Überschuss. Dass diese Erde
ewig eiern muss
ist Stoff genug für die gesamte
Geistesgegenwart. Zu
lang das Leben –
dort unten – wenn's glückt.
Wie in der Schwebeliebe
Liebe machen
nie. Schlägt jetzt der
zue Himmel ein Aug auf und
hat was er sieht schon
vergessen.

Nein kein Indiz
hat Sinn. Was singt
scheut nie. Und
wo der Schall eintrifft
Ist für Immer das Ziel. Zuviel
statt nichts. Wovon
ist diese Leere voll. Wo jedes
Ereignis das einzige
ist. Und
niemand drin geübt
bloss Es zu sein. Bloss
Wolke ohne Duft
und Blitz ohne Namen.
Was der Himmel
übrigens für sich behält.

Wogegen Gott der
tut so gut wie nichts als
scheinen. Heisst
wie alle Namen. Ist
für alles kein Beweis. Strotzt
als ständiger Richtblock.

Sirrt unhörbar und
bleibt ewig
dem Abschied voraus. Ist
in keiner Sprache
zum Schweigen zu bringen.
Wie der Schmerz der
fehlt. Wo die Wolken alle sind
verliert der Himmel
an Gewicht und Sinn. Ins Blaue
trifft nur noch die Frage
nach dem Ende
des Beginns.

*(Die Frage nach
dem Ende des Beginns
ist für alles kein
Beweis und bleibt dem
Abschied voraus.
Ist wie der Schmerz der
fehlt. Wo
der Himmel am Ende
ins Blaue trifft und.
Und stimmt.)*

Felix Philipp Ingold

Jetzt

kommt die Sonne die
den Mittag weiss. Wo Schatten auf
der Kippe stehn und im
Vergehn sich rasch noch einmal
ähneln. Wo rascher eins
aus anderm folgt. Zum Beispiel Eis
aus Augenweiss und aus
der Schmelze Blust. Aus keinem
unvernünftigeren Grund
der Ort wo Blicke treffen. Wo man für nichts
ein Leben kriegt. Hieb
mit der salzigen
Axt. Und alles immer jetzt.

Grau

als Umstandswort. Wie's
der Stimme den Mund hält. Und
übergeht in die winzigen
schwarzen Sonnen auf einem ganzen
Gesicht. Wen
aber meint's wenn es dann
plötzlich aufschreit
aus keiner Tiefe. Nur aus dem
Abgrund der
weiss.

Dörflich

Bevor kein Hahn kräht
gelingt schon der Mittag. Was hapert
aber die Säge
des Nachbarn! Keinen Namen hat
hier kein Geräusch. Und
keiner gerät dem andern nie in
die Schlagzelle. Auch gibt's
keinen der keinem den Hunger vom Mund
stiehlt. Kein Gerät gilt
nicht als Haustier. Natur ist immer
jetzt und *fort-da!* ich.

Echo

... *tall is man* ... (N.N.)

Allen Wettern geht
die Quelle nach. Ist sie's
die Frage. Und wie
du flott stromab die Sche-
die Schnellen und Wehre erhinkst. Schön
langsam aus dem Hintertreffen
die Sorge zu retten. Und
aber einzig Talisman fasst Wahrheit
ganz. Wird Lüge Schrei. Wo
erst was Tod heisst
ehrlich schweigt. O! lebendig wie
der Schoss der dir gehört. Wie keine
Welle.